

HELMUT BOCK

# Altpreußens Götterdämmerung

## Tragikomische Impressionen

### *Herbst 1806*

Seit vier Wochen schon manövriert Preußens Armee mit 132 000 Mann zwischen Saalefluss und Thüringer Bergen. In Schritt und Trab reiten die Schwadronen. Gegliedert in Bataillonen und Regimentern marschiert das ächzende Fußvolk. Dazwischen und hinterdrein raseln Artilleriegespanne, karren und trotten 3 134 Versorgungswagen, 33 440 Lastpferde und 11 995 Troßknechte.

Noch ist Napoleon nur ein Ultimatum gestellt, der Krieg gegen Frankreich nicht erklärt. Die Angriffsfront aber ist aufgebaut. »Methodisch exakt, auf wissenschaftlicher Grundlage« – versichern die Generalstäbler, die in den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts geschult sind, den Feldzug als Manövrierkunst begreifen, Strategie und Taktik in geometrischen Linien gestalten und sich auf die Siege Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg berufen. So steht nun die Armee – Preußen und verbündete Sachsen – in der Form eines riesigen stumpfen Winkels da, geöffnet nach Südwesten. Scheitelpunkt ist die Hauptmacht im Raum zwischen Erfurt und Gotha; den rechten Flügel bilden Truppen bis Eisenach und zur Werra; der linke Flügel erstreckt sich über Blankenhain bis zum Oberlauf der Saale. Aus dieser Stellung heraus soll der strategische Überfall erfolgen. Falls Napoleon nicht bereit ist, das Ultimatum anzunehmen, so soll am 8. Oktober, dem Tag der preußischen Kriegserklärung, die ganze Masse der Armee plötzlich über den Thüringer Wald stürmen, um die Vereinigung der französischen Korps in den Maingebenden zu verhindern und sie einzeln zu schlagen.

»Wir werden Mainz erobern«, antwortet Fürst Hohenlohe auf die Frage, was man vom Krieg erwarten dürfe. Generalquartiermeister Massenbach hat einen Operationsplan entworfen, der allen Ernstes dem König empfohlen ist: »Die Armee sucht den Feind auf, er stehe, wo er wolle. [...] Sie schlägt, was vor ihr steht, unbekümmert um das, was ihr der Feind in die Flanken geworfen haben kann, wir haben keine Flanken und keinen Rücken, da wir leben, wo wir stehen. Wie ein reißen Strom wirft sie alle Dämme, die der Feind ihr in der Front entgegengesetzt, nieder, die Flankenmanöver des Feindes werden bald wie ein Nebel zerrieben.« Ein Oberst, dem es überflüssig scheint, dass »die tapferen Preußen Gewehr und Säbel tragen, wo Knüppel ausreichen, die Hunde-Franzosen in ihr Land zurückzujagen«, treibt die optimistische Exaltation auf die Spitze.

Dennoch hat das adlige Offizierskorps seit vier Jahrzehnten keinen einzigen wirklichen Sieg an Preußens Fahnen geheftet, vielmehr das

Helmut Bock – Jg. 1928; Prof. em. Dr. phil. habil., Historiker, Mitglied der Leibniz-Sozietät. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Vom Elend historischer Selbstkritik, Heft 180 (Oktober 2005) sowie Nobels Friedenspreis für Bertha von Suttner. Das Aktuelle in der Geschichte, Heft 182 (Dezember 2005). Jüngste Monografie: Heinrich Heine: Verlor'ner Posten in dem Freiheitskriege, Karl Dietz Verlag Berlin 2006.

1 Christian Freiherr von und zu Massenbach: Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806, Frankfurt – Leipzig 1808.

Dasein in Garnisonstädten und provinziellen Standquartieren als Quelle der Bereicherung missbraucht. Der Jüngste von sieben Infanteriegeneralen im 59. Jahr, von 281 Majoren zwei Drittel über 50 und 60, sehen sich viele seit Feldzugsbeginn um ihre Ruhe und Garniseinkünfte gebracht. Sie hoffen auf den Erhalt des Friedens oder auf einen leichten, kurzen Krieg

Es sei noch dahingestellt, wie der Geist der Truppe ist, die zu einem Drittel aus geworbenen Ausländern besteht: armen Schluckern und Abenteurern, die ihre Haut dem Meistbietenden zu Markte tragen – indes sich der größte Teil aus Landeskindern rekrutiert: erbutertägigen Bauernsöhnen und rechtlosen Plebejern, zu 20-jähriger Militärpflicht gepresst. Sie alle sind das splinternde Knüppelholz, auf dem Fürsten und Heerführer üblicherweise ins Pantheon der Geschichte steigen. An Kasernenhofdrill und Manöverzucht gewöhnt, mag der Soldat als alltäglich finden, wenn sein Offizier nun auch dem Feind mit Korporalstock und Knüppel droht. Regiert doch der Stock die preußische Armee. Schimpfreden, Fußtritte, Stockhiebe, Spießbruten, Gassenlaufen sind das militärpädagogische ABC einer Tradition, in der das Wort des großen Friedrich überliefert ist: »Mehr als die Kugeln des Feindes soll der Soldat den Stock seines Offiziers fürchten.«

Das sind Zuchtmittel einer Armee, die jetzt gegen einen Feind zieht, der die Privilegien des Adels und des Klerus in Frankreich gestürzt hat und sich anschickt, seine bürgerliche Vorherrschaft mit samt den liberalistischen Gesetzbüchern nach Deutschland zu exportieren. Und von dem man nach wenigen Tagen weiß: er hat die Winkelformation der Armee im Süden umgangen, um die Preußen und Sachsen von ihren Residenzen Berlin und Dresden abzuschneiden und sie von Osten her, also im Rücken, anzugreifen.

## I.

Am 13. Oktober 1806 sind die preußischen Kalkulationen zunichte gemacht. Die geschockten Manövrierkünstler haben ihre Armee in zwei große Heerhaufen geteilt, deren Front nun nach Osten, zur Saale gekehrt ist. Die Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig und mit Friedrich Wilhelm III. steht bei Apolda. Südlich davon befindet sich das preußisch-sächsisches Armeekorps unter dem Kommando des Fürsten von Hohenlohe. Der oberste Heerführer hat befohlen: Die Hauptarmee mit dem König ziehe sich nach Norden über die Unstrut zurück, während das Korps Hohenlohes bei Jena den Rückzug decken und schließlich nachfolgen soll.

Das Stabsquartier Hohenlohes ist in Kapellendorf, halbwegs und nahe der Landstraße, die von Jena her durch das Mühlthal die steilen Randberge hinaufsteigt und dann über die hügelige Hochfläche nach Weimar führt. In diesem Gelände kann der General seine Truppen leicht und sicher manövrieren lassen, und an den Berglehnen, die ins Saaletal abfallen, kann er durch kluge Verteidigung auch stärkerem Gegner widerstehen. Unter den Beispielen der Geschichte ist kaum eine ähnlich vorteilhafte Lage für die Verteidigung einer Armee zu finden, schreibt Clausewitz.<sup>2</sup>

Allerdings ist Hohenlohe – württembergischer Fürst, doch seit vier Jahrzehnten in preußischem Militärdienst – ein Charakter, von dem

2 Carl von Clausewitz: Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, in: Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, hrsg. vom Großen Generalstab, Abt. für Kriegsgeschichte, Heft 10, Berlin 1888 (im folgenden: Nachrichten); ebenfalls in: Ausgewählte militärische Schriften, hrsg. von Gerhard Förster und Dorothea Schmidt, Berlin/DDR 1980.

sein Adjutant und späterer Biograph lakonisch mitteilt: »Er wurde niemals fertig.«<sup>3</sup> Wenn der Fürst jemandem Befehle diktiert und ein zweiter Mann tritt hinzu, so muss dieser das Ganze noch einmal anhören. Überbringt ein dritter eine Meldung, die mit etwas Bekanntem beginnt, so unterbricht er und spricht zu jenem: »Mein Freund, ich werde Ihnen sagen, was ich davon schon weiß!« Er erzählt alles umständlich und genau und schickt den Mann weg, ohne ihn ganz gehört zu haben. Tritt gar ein Stallmeister hinzu, dann folgen Bestimmungen für alle 24 Pferde. So aber kommt der General mit vielem nicht zum Ende.

Auch fühlt sich Hohenlohe als Konkurrent des Höchstkommmandierenden. Der Sechzigjährige sucht die Ideen des 71-jährigen Braunschweigers abzubiegen, indem er dessen Befehlen seine eigene Meinung unterschiebt. Kräftig unterstützt wird er dabei von Oberst Massenbach, seinem Stabschef, dem er höchste Einsichten zutraut – beinahe buchstäblich: denn des Fürsten Kurzsichtigkeit ist so stark, dass er kaum zwanzig Schritt weit sehen kann, indes ihn sein Eigensinn hindert, eine Brille oder ein Fernglas zu benutzen. Der Anweisung des Herzogs, die Feindbewegungen durch Offizierspatrouillen erkunden zu lassen, ist Hohenlohe nicht pünktlich gefolgt. Den dringenden Vorpostendienst, der im preußischen Ausbildungsprogramm ohnehin nicht vorgesehen ist, hat auch er nicht angeordnet. Und General Grawerts gesamte Division hat er vergessen, als er Befehl zum Sammeln auf dem Plateau bei Kapellendorf gab.

Jetzt wird seine Konzentration, die dem Feind gelten müsste, ganz und gar gestört. Am Morgen meutert die sächsische Generalität, deren 18000 Soldaten seit vier Tagen ohne Verpflegung sind: Sie sei entschlossen, am folgenden Tag nach Dresden abzurücken, wenn nicht die Truppe bis zum Mittag Brot erhalte und ihr leitender General von Zezschwitz in die militärischen Pläne der Preußen eingeweiht werde. Hohenlohe gelobt Besserung und erhandelt einen 24-stündigen Aufschub der angedrohten Trennung. Dann besichtigt er sein Armeekorps. Er verspricht den Hungernden Essen und Trinken, lässt sich hochleben und hofiert die preußischen Grenadiere: Sie würden die schwerste und ehrenvollste Arbeit erledigen, den Feind mit dem Bajonett davonjagen dürfen. Auf seine Frage, wie viele Franzosen denn jeder wohl auf sich nehme, versichern einige treuherzig: »Drei!«, während die Lustigsten ihre Zahl bis zu acht und neun steigern. Andere, zumal die Sachsen, starren ihn misstrauisch an, als verstünden sie nichts.

Weil französische Vorhuten bereits Jena und Naumburg erreicht haben, macht Hohenlohe, wozu eine Patrouille ausreichen würde: Er selbst reitet mit kampfstarker Mannschaft zur Erkundung nach Dornburg – was sich als Luftstoß erweist. Der Ort an der Saale ist vom Feind nicht besetzt. Der General rückt sodann wieder ab, ohne den wichtigen Flussübergang militärisch zu sichern, verirrt sich bei einbrechender Dunkelheit und findet erst nach neun Uhr abends in sein Hauptquartier zurück. Während der langen Abwesenheit ist keiner der Offiziere als sein Stellvertreter eingesetzt. Die einzig lebende Beute dieser Kundschafterei ist ein Franzose, der sich als Kapitän Montesquieu, Ordonnanzoffizier Napoleons, legitimiert und Briefe an den König von Preußen überreicht. Ohne Trompeter, wie die

3 Friedrich Ludwig August von der Marwitz: Jena 1806. Aus gleichzeitigen Tagebuchaufzeichnungen, Berlin 1937 (im folgenden: Tagebuchaufzeichnungen).

Kriegssitte für Parlamentäre verlangt, schien auch er bei Dornburg zu kundschaften, denn er hat dem Husaren, der ihn gefangen nahm, Lösegeld angeboten. Jetzt steht die fragwürdige Person im Mittelpunkt des Interesses. Aber Hohenlohes Versuch, ihn während des Abendessens auszuhorchen, bleibt nutzlos.

Endlich geht der Fürst zu Bett. Vielleicht schläft er mit dem ruhigen Gewissen, den Tag in redlicher Anstrengung verbracht zu haben; jedenfalls ist kein quälender Gedanke von ihm überliefert, dass wertvolle Zeit vertan worden sei. Hohenlohe ist blind für die Folgen der autokratischen Rangordnung, die nächst dem König im Kommandierenden General einen Gott sehen lässt, der alles weiß und alles entscheidet, ohne dessen Disposition und Befehl die Untergebenen nichts machen können. Dass General Tauentzien die Stadt Jena kampflos geräumt und die Saalebrücken nicht zerstört hat, dass er jetzt den Feind die Höhen herauf lässt, statt ihn mit Gewehr und Artillerie hinunterzuwerfen, dass er sogar den Landgrafenberg preisgibt und sich auf die Hochfläche zurückzieht – dies alles scheint gut erklärbar. Die Geschütze des Gegners werden die steilen Berghänge nicht hinaufkommen, ein ernsthafter Angriff ist schwerlich zu fürchten. Überhaupt teilt Hohenlohe mit Tauentzien die militärische Überzeugung, es sei richtig, die unbequemen Talränder den Franzosen zu überlassen, sich selbst aber im geräumigen Gelände aufzustellen: Ist doch seit Friedrichs Zeiten oft genug gelehrt und praktiziert worden, dass der Angriff im freien Raum großen Erfolg verspricht, ein Angriff in gegliederten Linienbataillonen mit Salvenfeuer und Bajonett aber die geläuterte preußische Gefechtstaktik ist.

So sind Hohenlohes Truppen zur Nachtruhe auf zwölf Dörfer verteilt. In der Annahme, feindliche Artillerie könne nur über die Fahrstraße des Mühltales anrücken, ist die Frontlinie des Zentrums nicht nach Osten, sondern nach Süden zur Weimarer Landstraße gerichtet. Fürst Hohenlohe mag ruhig schlafen: Napoleon und seine Hauptmacht sind weit, sie werden bei Naumburg und Kösen sein, um dem Herzog von Braunschweig den Weg zu sperren.

Nur Rittmeister von der Marwitz, der den gefangenen Montesquieu auf seinem Zimmer bewachen soll, sich aber auch zur Ruhe legt, hört den Franzosen fragen: »Was? Sie wollen schlafen gehen?«

»Warum nicht? Hier im Hauptquartier?«

»Ach, das werden Sie nicht tun!«

Marwitz staunt: »Und warum nicht?«

»Sie kennen den Kaiser nicht. Er ist nicht weit entfernt von hier und wird über Ihnen sein, ehe Sie's denken.«

Doch Marwitz rekelte sich. »Nun gut! Es sind genug von uns, die Wache halten.«<sup>4</sup>

4 Marwitz: Tagebuchaufzeichnungen.

## II.

Die sonnigen Oktobertage wechseln mit frostigen Nächten. In der Frühlämmerung sind die Nebel so dicht und feucht, dass die Soldaten eng zusammenkauern. Auch am Dienstag, dem 14. Oktober 1806, ist der grauende Morgen von Schwaden verhängt, die kaum hundert Schritt weit blicken lassen. Es ist fünf Uhr, als Fürst Hohenlohe, im Bett liegend, einen Boten des Generals Zezschwitz empfängt: Sächsische Vorposten hätten des Nachts das Geräusch vieler Fuhrwerke

gehört, und starke französische Kolonnen, auch Artillerie, seien auf dem Landgrafenberg westlich von Jena aufgestellt. Hohenlohe lässt zurückmelden: Er glaube nicht an einen ernsthaften Angriff des Gegners; man solle im Lager bleiben, durch Posten und Patrouillen weiterhin beobachten. Im Übrigen wünsche er, die erschöpften und hungrigen Truppen so wenig wie möglich zu beanspruchen.

Um sechs Uhr weckt Geschützdonner das Hauptquartier in Kapellendorf, und wenig später ist durch den Nebel sogar das Krachen von Gewehrsalven zu hören. Der Fürst schreibt beflissen einen Bericht über den Vortag und schickt ihn als Meldung zum König nach Auerstedt, wo die Hauptarmee genächtigt hat. Es folgt das Frühstück und – es ist sieben – endlich der Ausritt.

Mit großem Verdruss sieht Hohenlohe die Truppen des Generals Grawert zu Gefechtsformationen aufziehen. Er stoppt deren Marsch, muss sich aber ernste Vorhaltungen des herbeieilenden Kommandeurs gefallen lassen und eine Truppenbewegung gegen das Dorf Vierzehnheiligen genehmigen. Schließlich – es ist acht – begreift er endlich, dass der Lärm, der im Nebel längst tobt, unweigerlich eine Schlacht bedeutet.<sup>5</sup> Er diktiert dem Meldereiter eine Nachricht an Generalleutnant von Rüchel, dessen Korps bei Weimar steht: »Ich werde soeben heftig angegriffen und habe die preußischen Divisionen links abmarschieren lassen. Ew. Excellenz bitte ich, mir von preußischen Truppen zu schicken, was sie missen können.«

Gegen zehn Uhr strahlt die Sonne hell und warm. Der Preuße Rüchel, der den Schwaben Hohenlohe nicht leiden mag, hat dessen Schreiben schon vor einer Stunde erhalten und beginnt nun den Marsch nach Kapellendorf. General und Stabsoffiziere reiten weit voran. Neben der Landstraße, die für Fuhrwerke frei bleiben soll, gehen die Truppen über Äcker, Wiesen und Brachland: eine doppelte Kolonne, in kurzem Schritt, die einzelnen Züge mit peinlichem Abstand, in großer Langsamkeit. Ein marionettenhafter Schneckenzug von 12 000 Mann, der gegen das Gewühl auf der Straße merkwürdig absticht. Dort nämlich führt der Strom von Wagen und Artillerie, Reitern und Fußgängern nicht mehr befehlsgemäß in Richtung Jena; irgendwo scheint die Menge gestaut zu sein und ergießt sich, einer rückläufigen Flut vergleichbar, wieder nach Weimar. Argwöhnisch spähen Röchels Kolonnen hinüber, hören Flüche und Satzketzen, aus denen sich böse Nachricht zusammenfügt: Die Schlacht sei so gut wie verloren, die Kavallerie habe die Infanterie im Stich gelassen, sei fliehend über sie weggeritten, und man habe im Nebel gegen unsichtbare Geschützbatterien vorgehen müssen.

Um die Aufmerksamkeit der Kolonnen von der Straße abzulenken, wird endlich die Marschdisziplin verschärft. Neben Geschimpfe und Stockprügel finden die Junkeroffiziere auch feinere Formen der Agitation, reden von Pflicht und Ehre, Treue und Heldenmut, und natürlich ist Gesang das erhabenste Mittel, Frohstimmung zu erzeugen. Wieder und wieder ertönt Schillers Reiterlied: »Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! / Ins Feld, in die Freiheit gezogen [...]«. In den historischen Quellen ist nicht überliefert, dass sich die Fußtruppe nun im Galoppschritt beeilte.

Zur Mittagsstunde hört man aus Osten und Nordosten, aus zwei Richtungen also, Artilleriefeuer dröhnen: In die hell tönende Kano-

5 Rühle von Lilienstern: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der 1806 unter Fürst Hohenlohe gestandenen Truppen, Tübingen 1807.

nade vor Jena mischt sich ferner und dunkler eine Kanonade bei Auerstedt. Ein Adjutant Röchels reitet die Kolonnen entlang und verliest laut einen Zettel, den der Fürst Hohenlohe geschrieben habe: »Eilen Sie, General Röchel, den schon halb errungenen Sieg mit mir zu teilen; ich schlage den Feind auf allen Punkten.« Das frisch den Geist der Truppe auf und ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Hohenlohes tatsächliche Botschaft lautet so ähnlich: »Bis jetzt geht es gut, ich schlage den Feind an allen Orten, die Kavallerie hat Kanonen genommen. Was Ew. Exzellenz gegen Vierzehnheiligen vorbringen können, wird mir sehr angenehm sein. Sie sind ein braver Mann und rechtschaffener Freund.« Wohl sind die »genommenen Kanonen« preußische gewesen, die schon in der Hand der Franzosen waren. Aber die Stimmung der Truppe hebt sich, kräftiger tönt das Reiterlied. Der pedantische Marsch wird beschleunigt.

Von Röchels Lagerplatz, dem Webicht bei Weimar, führen etwa acht Kilometer, höchstens zwei Stunden, bis Kapellendorf. Aber das Korps erscheint erst um ein Uhr, vier Stunden nach Erhalt von Hohenlohes frühem Bescheid, auf der Höhe westlich des Ortes. Dort reitet ein Bote des Königs heran: Der General möge schleunigst nach Auerstedt kommen. – Röchel ist vor die Wahl gestellt, Hohenlohe sofort, den König viel später, vielleicht gar zu spät erreichen zu können. Deshalb entscheidet er für Hohenlohe. Er trifft bald auf dessen Stabschef Massenbach und muss erfahren: Die Schlacht sei nahezu verloren. Auf die Frage, wo dem Fürsten noch zu helfen sei, hört Röchel den Oberst unsicher antworten: »Jetzt nur durch Kapellendorf!«, wobei dessen Hand hinunter in den Werlitzgrund und weiter auf die östlichen Höhen weist.

Im Dorf sind Gassen und Wege von Wagen, Geschützen, gestürzten Pferden, sogar von Verwundeten verstopft. Kaum haben sich Röchels erste Bataillone hindurch gewunden, rücken sie hastig, zuletzt im Laufschrift den steilen Hang hinauf. Dann stehen sie keuchend auf dem hohen Rand der Sperlingsberge – vor sich das Schlachtfeld, das nach Osten hin ansteigt. Sie sehen die Reste des Korps Hohenlohe und in der Ferne, wie dunkel drohende Nebelschwaden, die Kolonnen des Feindes. Schon platzen Geschosse französischer Kartätschen in ihren Reihen.

Sechs Bataillone, ein jedes mit 600 Mann, bilden das vordere Treffen, rücken ein wenig vor, um auch den Nachkommenden Raum für eine geordnete Linienaufstellung zu geben. Noch müssen sie verweilen, in ungedeckter Haltung. Leutnant von Borcke vom Regiment Alt-Larisch aus Berlin wird hernach schildern, wie furchtbar das Warten unter Beschuss an den Nerven zerrt. »Es erreichten uns, aus einer sehr großen Entfernung, schon die Kugeln der feindlichen Tirailleure, die in dem vorliegenden Feldgestrüpp und hinter einzelnen Deckungen, ohne dass wir sie sahen, so vortrefflich aufgestellt waren, dass uns Unkundigen die Kugeln aus der Luft zu kommen schienen. So beschossen zu werden, ohne den Feind zu sehen, machte auf unsere Soldaten einen üblen Eindruck, denn unbekannt mit dieser Art des Gefechts, verloren sie zu ihren Gewehren das Vertrauen und fühlten die Überlegenheit des Feindes sofort. Sie büßten daher in dieser ohnehin schon bedenklichen Lage schnell an Mut, Ausdauer und Ruhe ein und konnten die Zeit nicht abwarten, bis sie selbst zum Schießen kamen [...].«<sup>6</sup>

6 Johann von Borcke: Kriegerleben 1806 – 1815, bearb. von Leszczyński, Berlin 1888.

General Rüchel bemerkt die Ungeduld seiner Truppen. Soeben hat er Hohenlohe, dem Ranghöheren, das Kommando angeboten, der indes ablehnt: weil er geschlagen sei und Rüchel den Ruhm lassen wolle, die »Sache vielleicht noch wiederherzustellen«. Zu spät und in maßloser Blindheit denken beide Heerführer: Angriff! Statt den Rückzug aller durch eine Stellung auf den Höhen westlich des Werlitzgrunds zu decken, die Flüchtenden zu sammeln und geordnet in Sicherheit zu führen, hat sich Rüchel mit dem Rücken vor das Tal gestellt, und Hohenlohe bestätigt ihn darin. Napoleon mag sich nichts Besseres wünschen – für ihn erfüllt sich die sprichwörtliche Strategie der Entscheidungsschlacht. Er hat am frühen Morgen 50 600 Franzosen gegen 53 015 Preußen und Sachsen geführt; nur 8 450 Reiter gegen 10 500, nur 108 Geschütze gegen 175 sind ihm überhaupt verfügbar. Aber nirgends haben die Verbündeten das ganze Gewicht ihrer Masse in die Waagschale des Kampfes geworfen. Schlag auf Schlag hat Napoleon sie einzeln vernichten können: Tautentzien, Holtzendorff, Hohenlohe. Jetzt kommt Rüchel mit seinem Korps als Vierter. Jetzt, da die Truppen, die der Kaiser nach Jena gerufen, mit 95 000 Mann zur Stelle sind, zu viele, um persönlichen Ruhm in dieser Schlacht noch erringen zu können.

### III.

Dem General Rüchel aber erscheint die Gegenoffensive nicht als ein Wagnis. Urbild des friderizianischen Epigontums, ist sein Charakter – wie Clausewitz, sinngemäß auch Hermann von Boyen sagt – eine »aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure«. <sup>7</sup> Die preußische Armee verfüge über mehr als einen General, in dem das Genie Napoleons wohne, so hat er auf der Wachtparade in Potsdam geschworen. Mit Herablassung auf die Kolonnen- und Tirailleurtaktik der Franzosen blickend, hat er die traditionelle Linienaufstellung seiner Bataillone von drei auf zwei Glieder vermindert: »Wenn die Infanterie gegen feindliche Infanterie ruhig und ernsthaft feuert, die Ladung gut ansetzt, im Anschlag gut liegen bleibt, so denkt der Franzose nie an das Bajonett [...]. In der Nähe Halt! das Bataillonsfeuer richtig angebracht, bis der Feind wackelt, was er tun wird, weil unsere Truppen viel schneller feuern, ungleich besser laden und durchaus braver sind, wenn man sie bei einer ruhigen Kontenance erhält, die der Franzose durchaus nicht erträgt [...]. Wir haben es mit einem Feinde zu tun, welcher zwar glücklich gewesen ist gegen Kriegsheere, die entweder übel geführt oder doch mit einer preußischen Armee in keine Vergleichung zu stellen sind.« So lautet der Kommentar zur Rationalisierung der Lineartaktik.

Hier, auf dem Schlachtfeld, ist Rüchel Soldat genug, um die Nervosität seiner Truppen nachzuempfinden. Aber er ist nicht in der Lage, »ruhige Kontenance« zu erzwingen. Die Bataillone wollen sich nicht wie Schießscheiben durchlöchern lassen, wollen an den versteckten Feind heran, ihn mit Gewehr und Bajonett berennen. Also gibt der General das Zeichen zum Angriff schon ehe sein Korps – es ist halb drei Uhr Nachmittags – ganz in Bereitschaft ist.

Unter dem Lärm französischer Kartätschen hämmern Potsdamer Marschrhythmen plötzlich Geschwindschritt. Die zweigliedrigen Bataillone, ihre Linien mit hundert Schritt Abstand nach hinten und

<sup>7</sup> Clausewitz: Nachrichten; ebenfalls in: Ausgewählte militärische Schriften, S. 97 f.; Hermann von Boyen: Erinnerungen aus dem Leben, hrsg. von Dorothea Schmidt, Berlin 1990, S. 109.

an den Seiten, setzen sich wie gleitende Lineale in Bewegung. In der Mitte das Berliner Regiment, auf dem rechten Flügel auch restliche Truppen Hohenlohes. Wohl fallen erste Soldaten. Aber die Ordnung ist musterhaft – als ginge es zur Wachtparade. Dem Marschtempo können die Regimentsgeschütze auf dem lockeren Acker nicht folgen, sie bleiben in ihren Stellungen zurück. Die Fahnen wehen, schwarz glänzen die preußischen Adler. »Vorwärts! Vorwärts!« schreien Tausende den Schlachtruf, der in vielen Manövern geübt, das individuelle Denken und Bedenken überdeckt, die Marschierenden als unpersönliche Masse voranreißt. Näher und näher kommen sie an den Feind: nur rufend und stampfend im Gleichschritt. Noch fällt kein einziger Schuss aus ihren Reihen.

Es ist eine gespenstische Masse bezopfter Marionetten, die drohend über die leicht gewölbte Hochfläche zieht. Hier und da stürzen weitere Menschen und Pferde. Über sie hinweg steigen die Bataillone. »Vorwärts! Vorwärts!« so geht es fünfhundert Schritt weit. Rüchel will mehr nach rechts, um dem Feind in die Flanke zu stoßen. Er befiehlt »Linke Schulter vor!«, wiederholt seinen Ruf, weil nicht alle Bataillone einheitlich hören und schwenken. Die Wiederholung aber wird missverstanden: Einige Bataillone ändern die Marschrichtung einmal, andere, die zu Anfang schon schwenkten, tun es zum zweiten Mal. So verschiebt sich die mächtige Front, gehen Linien und Parallelen verloren, reißen Lücken auf, wird teilweise schräg gegen den Feind marschiert. Die Stabsoffiziere reiten dazwischen, um die Bataillone wieder zu ordnen. Rüchel wird in die Brust geschossen, bedeckt die Wunde mit dem Schnupftuch und bleibt im Sattel. Mörderisch hageln die Kugeln auf die immer noch rhythmisch Marschierenden.

Französische Kavallerie will die Unordnung ausnutzen, reitet gegen die vorderen Linien, die einen Wall von Bajonetten vorstrecken und die Reiter zur Umkehr zwingen. Selbst Tirailleure weichen zurück. Nur noch zweihundert Schritt sind die feindlichen Batterien entfernt, die ihr Feuer einstellen und schleunigst abfahren. Die Preußen überschreiten den höchsten Punkt des riesigen Feldes. Ist das der Sieg? Eine Batterie preußischer Sechspfänder jagt Schuss auf Schuss auf das nahe liegende Dorf Groß-Romstedt, wo der Gegner sich festsetzt. Oberst Massenbach rät, den Ort mit Bajonettangriff zu stürmen.

Jetzt aber wird Rüchel gemeldet, dass er an beiden Flanken, im abfallenden Gelände, umgangen ist. Enthusiasmus und Ehrgeiz halten ihn aufrecht: »Ich sehe nicht rechts, ich sehe nicht links! Ich gehe geradeaus und schlage den Feind!« Die Verluste aber sind ungeheuerlich. Von drei Seiten her werden die Preußen umklammert, durch Kugelgewitter verheert. Der Kommandeur des Berliner Regiments stürzt tot vom Pferd. Die meisten Offiziere sind verwundet, erschossen. In den Linien klaffen große Lücken. Plötzlich und ohne Kommando eröffnen die Soldaten ein zielloses Plackerfeuer, das sich nervös und schwach in der ganzen Linie fortsetzt. Das ist kein bewusstes »Halt«, kein geschlossenes »Bataillonsfeuer«, keine »ruhige Kontenance«, wovon Rüchel gefaselt hat. Hier schießen die einen aus Wut und Verzweiflung, die anderen nur noch in panischer Angst.

Das »Vorwärts! Vorwärts!« erstirbt. Die Soldaten der vorderen Linie stocken, wanken, werfen sich truppweise zurück, geraten dabei in die Schussbahn der hinteren. Es ist die Hölle: unter den Kugeln von Freund und Feind. Die Kartätschen mähen am schlimmsten. Durch die Flucht der Berliner sind die benachbarten Linien ungedeckt; sie gehen, weil der Feind einzubrechen droht, gleichfalls zurück. Die nachfolgenden Bataillone können die Fliehenden nicht halten, werden in die Panik hineingerissen, lösen sich ebenfalls auf. General Rüchel verzichtet auf jeden weiteren Befehl.

Französische Kavallerie – Napoleons taktische Reserve, Waffe der Verfolgung – prescht wieder heran. Johlend, mit gewalttätigem Ungestüm reitet und säbelt sie Verwundete, Flüchtige, Standhafte nieder, wobei sie, betrunken von Wein und Schnaps, die Pferde kaum halten kann. Wo einzelne Reiter zu weit zwischen die Preußen geraten, fallen fünf, acht, zehn zugleich über sie her, hauen sie buchstäblich in Stücke. Aber das ändert die Lage nicht. Die Front wird nirgends gehalten. Französische Kavalleriesäbel machen blutige Ernte. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Das Regiment Winning verliert 17 Offiziere und 764 Soldaten, d. h. jeden zweiten Mann.

Um drei Uhr – nach einer halben Stunde bereits – stauen sich die flüchtigen Massen im Tal von Kapellendorf. Sie wollen jetzt nur noch die Landstraße nach Weimar gewinnen.

#### IV.

Tausende fragen vergeblich nach dem Sammelplatz. Auch Generale und Stabsoffiziere, die es doch wissen müssten, sind der Sturzflut des Rückzugs willenlos preisgegeben, nur auf ihre persönliche Rettung bedacht. Niemand wagt anzuhalten. Der hastige Zug wird zur heillosen Flucht, sobald zu beiden Seiten der Straße napoleonische Reiter auftauchen.

Ein Augenzeuge berichtet: »So trieb der Drang der nacheilenden Flüchtlingswogen alles gewaltsam vor sich her, was nicht von der eigenen Kavallerie niedergeritten, von Geschützen und Wagen gerädert sein wollte. Eine große Zahl Verwundeter und Ermüdeten, die sich nicht mehr fortschleppen konnte, fiel dieser Verwirrung zum Opfer. Solche, die auf Geschützen und Fuhrwerken Fortkommen und Schutz gesucht, wurden mit diesen durch den gewaltigen Druck in die Gräben der Chaussee geschleudert oder, wenn ihre Fahrzeuge umstürzten, aufs Grässlichste zertreten und überfahren. Blut bezeichnete jeden Schritt, mit jedem mehrten sich die Szenen des Jammers, die Luft ertönte von dem Wehklagen der um Hilfe Flehenden und der Sterbenden, von dem wilden Geschrei der von Furcht und Schreck gepeinigten Menge. Niederträchtige schossen ihre Gewehre ab, um Schreck und Eile zu vergrößern, oder sie warfen ihre Waffen fort, damit sie leichter ihr elendes Leben retteten. Knechte durchschnitten die Stränge an Kanonen und Wagen, Führer der Packpferde die Sattelgurte; umgestürzte Wagen, zerschlagene Koffer und Kisten, besonders solche, die Lebensmittel und Getränke enthielten, wurden im Vorbeieilen geplündert.« Da wagt kein Offizier, das Kommando an sich zu reißen, und niemand von ihnen besinnt sich gar auf das preußische Prügel-ABC. Nicht nur der Feind ist Gefahr:

So manch ein Soldat könnte für seine betresten Schinder noch eine Rachekugel im Lauf haben.

Vor dem Webicht bei Weimar, dem Waldstück zwischen Ilmtal und Landstraße, versammeln sich einige Truppen: Reserven und Flüchtlinge. Darunter der Fürst Hohenlohe, schwer gezeichnet von Strapazen und Niederlage. Wie groß auch die Selbstgefälligkeit war, mit der er nach dem Siegeslorbeer gegriffen, so tief ist nun sein Empfinden der Ohnmacht. Der Gram, geschlagen zu sein, raubt ihm die Besinnung auf sein hohes Amt und die Pflicht, den Rückzug zu organisieren. Er hat das ärgste Getümmel der Schlacht gesucht und ist doch, einen Streifschuss am Arm nicht gerechnet, unversehrt geblieben. Noch immer ist sein Gedanke: das Unglück nicht überleben. Indes debattieren seine Stabsoffiziere, wohin die Flucht zu gehen habe. Die einen wollen nach Erfurt, in die Festung, die anderen zur Hauptarmee. Als der Fürst sich für letzteres entscheidet und die Truppen abmarschieren wollen, rennen zwei große französische Kavalleriekolonnen gegen die Versammelten an. Während einige kämpfen, flieht die Mehrheit mit dem Schrei: »Rettet Euch, Kameraden!« nach Weimar hinunter. Andauernd erschallt der Ruf: »Die Franzosen kommen!« Erste Granaten krachen in die Häuser. Bürger und Soldaten eilen Schutz suchend in die Keller.

Jenseits der Stadt trifft Hohenlohes Reitertrupp einen Feldpostmeister des Königs. Dieser meldet aus Auerstedt, dass die Hauptarmee gleichfalls geschlagen, der Herzog von Braunschweig tödlich verwundet, was noch lebt, auf der Flucht sei. Mit nur 27 000 Soldaten hat Marschall Davout einen noch größeren Sieg erfochten als sein Kaiser bei Jena. Letzte Hoffnungen brechen zusammen. Die Hiobsbotschaft treibt alle auseinander, die meisten versuchen die Flucht auf eigene Faust.

Im Gefolge des Fürsten reitet ein verwundeter Hauptmann in die Schrecken der einbrechenden Nacht. Die Finsternis um ihn her erfüllt auch sein Inneres: Ist es Erschöpfung? Preußens Katastrophe? Sein Gemüt drückt ihn tief herab: »Tausendmal lieber sterben, als dies wieder erleben!«<sup>8</sup> Aber der stärkere Lebenswille zieht ihn voran. Schloss Vippach, Sangerhausen, Nordhausen sind erste Stationen eines Rückzugs, der nur wenigen gelingt. Er aber wird Königsberg erreichen und Preußens Tragödie eine rücksichtslos kritische Denkschrift widmen, aus der wir nur auszugsweise zitieren. Ganz frisch weht uns der Atem bitterer Erfahrung an.

»Der Geist unserer Armee ist verschlechtert, die Unfähigkeit mehrerer Generale manifestiert. Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft und keine Fähigkeiten von oben. Die noch helfen können, haben nicht mehr die Mittel dazu. Kleinmut herrscht beinahe überall, und das Zeitalter ist so kraftlos, dass die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt. Ob eine neue Dynastie über die Baltischen Länder herrschen soll, ist nicht dem Pöbel allein, nein, auch Männern in hohen Ämtern gleichgültig. Jeder will nur sich und seine Genüsse retten, und dem Ehrliebenden bleibt nichts übrig, als diejenigen zu beneiden, die auf dem Schlachtfelde blieben. Wohl kann unter gewissen Voraussetzungen die Monarchie noch gerettet werden, allein die Schande der Armee, die in Folge verschuldeter Unfälle zu einem Nichts dahinschmolz, bleibt unvertilgbar.«<sup>9</sup> So ur-

8 Gneisenau an Frau von Trützschler, 31. März 1807, in Neithardt von Gneisenau: Schriften von und über Gneisenau, hrsg. von Fritz Lange, Berlin/DDR 1954, S. 91 f.; vgl. Gneisenau. Ein Leben in Briefen, hrsg. von Karl Griewank, 2., erw. Aufl., Leipzig 1939.

9 Derselbe: Über den Krieg von 1806, in: Ausgewählte militärische Schriften, hrsg. von Gerhard Förster u. Christa Gudzent, Berlin/DDR 1984, S. 59.

teilt Neithardt von Gneisenau. Er wird aus Preußens Katastrophe hoch aufsteigen: künftiger Militärreformer und Generalstäbler, wird er als ein hellwacher Beobachter der militärischen Schachzüge Napoleons in den Kriegsjahren 1813 bis 1815 dessen strategischer Überwinder sein.

## V.

Der 14. Oktober 1806 war Altpreußens Schicksalstag. In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt erlitten Armee und Staat ihren unwiderrufflichen Zusammenbruch – ein Vorgang, der in der Historie als tragikomisches Schauspiel erscheint. So schrieb Clausewitz von der Armee: Ein eitles Vertrauen auf militärisch-politische Formen habe ganz übersehen lassen, dass der Geist aus ihnen entwichen – man habe die Maschine noch klappern hören und nicht gefragt, ob sie auch ihre Dienste noch leiste.<sup>10</sup>

Gneisenau hingegen erstreckte sein Urteil auch auf den Sieger. »Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: Die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte.«<sup>11</sup>

10 Clausewitz:  
Nachrichten.

11 Gneisenau: Niederschrift vom Juli 1807 über die Französische Revolution, in: Ausgewählte militärische Schriften, S. 75.

## I. Quellenwerke und Memoiren

Galerie preußischer Charaktere (Germanien) 1808.

Lichtstrahlen. Beiträge zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Eine Zeitschrift in freien Heften, von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Militärpersonen, Civilbeamten und Gelehrten, 3 Bde., Hamburg-Leipzig 1807.

Müffling, Friedrich Carl Ferdinand Freiherr von: Aus meinem Leben. Berlin 1851.

Napoleons Krieg in Thüringen 1806 in Selbstzeugnissen, hrsg. von B. Hellmann, Weimar – Jena 2005.

Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Correspondenzen, 2 Bde., hrsg. von P. Baillet, Leipzig 1881 – 1887.

## II. Darstellungen

Bock, Helmut: Zwischen Thron und Vaterland. Gneisenau im preußischen Krieg 1806/07, Berlin/DDR 1966.

Delbrück, Hans: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau, 2 Bde., 3. durchges. u. verb. Aufl., Berlin 1908.

Eylert, R. Fr.: Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., Teil 3, Abt. 1, Magdeburg 1846.

Fesser, Gerd; Reinhard Jonscher (Hrsg.): Umbruch im Schatten Napoleons. Die Schlachten von Jena und Auerstedt und ihre Folgen, Jena 1998.

Fesser, Gerd: 1806. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt, Jena – Quedlinburg 2006.

Häusser, Ludwig: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, 4. unveränd. Aufl., Bde. 2 – 3, Berlin 1869.

Höpfner, Eduard von: Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der Preußischen Armee, 4 Bde., Berlin 1850/51.

Lettow-Vorbeck, Oskar von: Der Krieg von 1806 und 1807, 4 Bde., Berlin 1890/93.

Mehring, Franz: Jena und Tilsit. Ein Kapitel ostelbischer Junkergeschichte, Leipzig 1906.

Nowak, Holger; Birgitt Hellmann u. a.: Lexikon zur Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806. Personen, Ereignisse, Begriffe, Jena 1996.

Schreckenbach, Paul: Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806, Jena 1906.

Trueningfeld, Bruno von: Auerstedt und Jena, 2 Bde., Hannover 1893.